

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 26 (1950-1951)
Heft: 10

Artikel: Wir brauchen mehr Feste
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070539>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

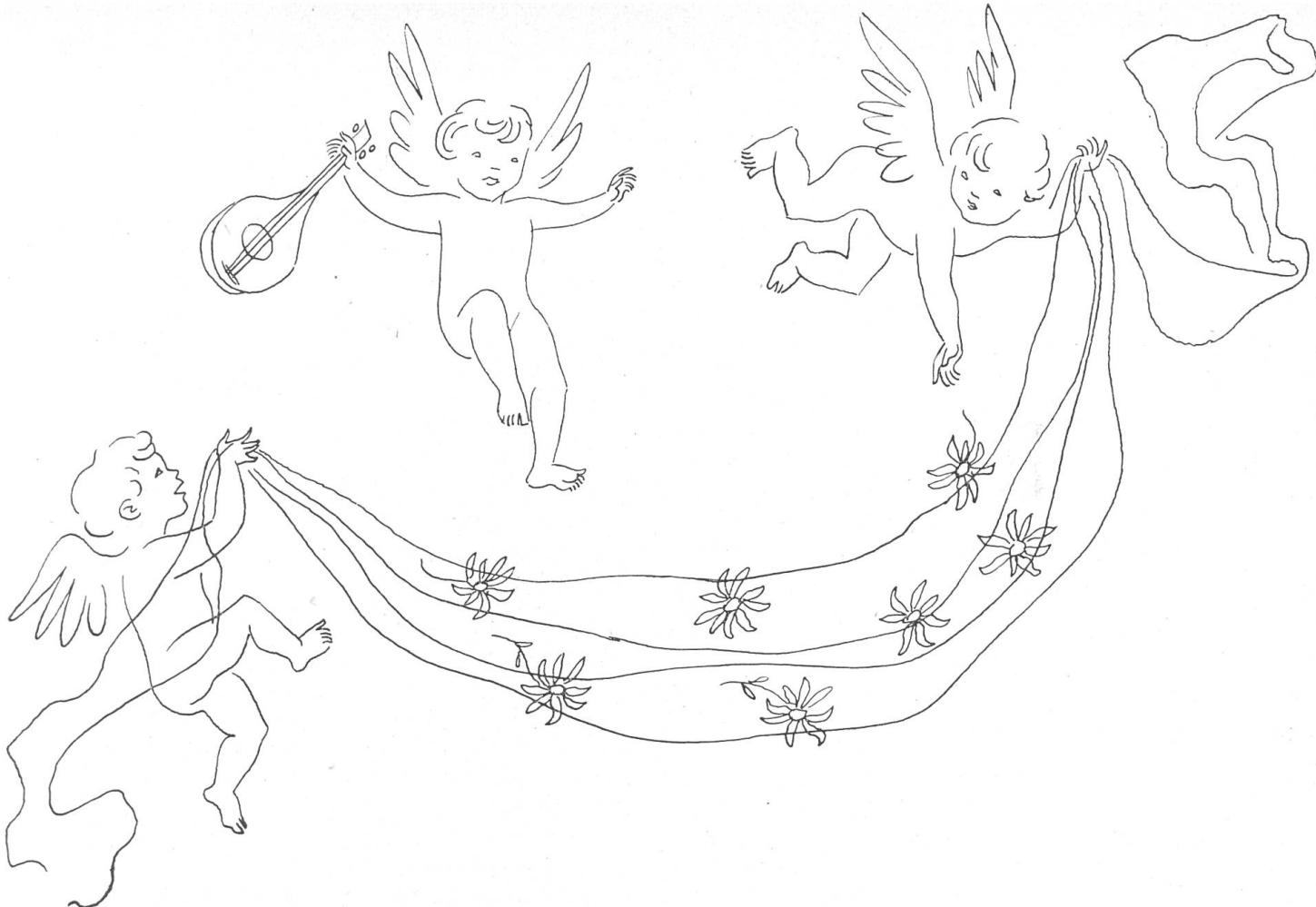
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



WIR BRAUCHEN MEHR FESTE

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von Hans Tomamichel

WIR BRAUCHEN mehr Feste! » Als dieser Satz vor etwa zwanzig Jahren zum erstenmal im « Schweizer Spiegel » erschien, war das Ergebnis eine Flut von Protesten und über 50 Abbestellungen. Das hielt uns nicht davon ab, diese Forderung unermüdlich zu wiederholen. Heute endlich ist der Gedanke, daß Feste kein Luxus, sondern unentbehrlich sind, so wichtig wie Kraftwerke oder die Altersversicherung, durchgedrungen. Das große Volksfest, das zur Feier des Eintrittes Zürichs in die Eidgenossenschaft vor 600 Jahren durchgeführt wurde, bedeutet einen Wendepunkt. Es ist ein kulturelles Ereignis von größter Bedeutung, zehnmal wichtiger als alle Festspielwochen zusammen, die in den letzten zehn Jahren in unserem Lande durchgeführt wurden. Zum erstenmal wurde damit in einer großen Stadt ein modernes Fest geschaffen, das ein echtes Fest war.

Zwecklos und deshalb sinnvoll

Was unsere Feste, so wie sie sich im Laufe der letzten hundert Jahre entwickelten, verdarb, das war ihre Verzweckung. Ein Fest feiern heißt, sich ohne Nebengedanken am Leben zu freuen. Ein echtes Fest ist Ausdruck der Dankbarkeit dem Schöpfer gegenüber. Nur bei dieser Grundhaltung ist echte Festfreude möglich; nur durch sie erhebt sich das Fest über den Alltag.

Unser Werktag läßt wenig Raum für zwecklose Daseinsfreude. Zum mindesten wir Erwachsenen stehen unsren Mitmenschen ständig mit Ansprüchen gegenüber. Wir wollen immer etwas von ihnen, wir wollen einen Vorteil, oder zum mindesten wollen wir ihnen imponieren, oder, was die Sache auch nicht gemütlicher macht, wir wollen sie erziehen.

Bei echten Festen ruhen diese Forderungen,

und gerade deshalb wirken sie so gemeinschaftsbildend. Hier gelingt es uns für Stunden oder Tage, den andern so zu lieben, wie er ist. Da sitzt rechts von uns ein hagerer Mann mit einer merkwürdigen Hakennase, links ein kleiner dicker mit rotem Gesicht, gegenüber eine majestätische Frau mit einer bizarren, großgemusterten Bluse und ein aufgeschossenes Töchterchen mit schlankernden Bewegungen. Sie sind, wie sie sind, diese Mitpilger auf der Straße des Lebens, höchst eigenartig, und wenn wir mit ihnen zusammenleben müßten, bekämen wir vielleicht mit jedem Einzelnen sehr bald Streit. Aber in der Feststimmung, die nicht blind, sondern sehend macht, gelingt es uns für Stunden, ihr Dasein restlos zu bejahren. Alle diese Menschenmengen wollen das gleiche wie wir, d. h. sie wollen nichts, sie hasten nicht irgendwo hin, sie lassen sich von Lust und Laune treiben.

Die meisten unserer Feste waren bis jetzt deshalb entartet, weil sie nicht mehr von der Atmosphäre freudiger Harmlosigkeit erfüllt waren. Während ursprünglich, und noch zu Gottfried Kellers Zeiten, bei den Turn-, Schützen- und Sängerfesten zwar auch geturnt, geschossen und gesungen wurde, das Turnen, Schießen und Singen aber sozusagen nur den Vorwand bildeten, um zusammenzukommen, hat sich das im Laufe der letzten hundert Jahre geändert. Die Nebensache wurde zum Hauptzweck und immer stärker nicht mehr als heiteres Spiel, sondern mit tierischem Ernst betrieben. Jeder Verein hatte den Ehrgeiz, möglichst gut abzuschneiden. Sogar das Singen, dieser reinste Ausdruck ästhetischer Lebenshaltung, wurde zu einem finsternen Wettkampf, bei dem jede Leistung ähnlich wie in der Schule mit Noten gewertet wurde.

Feste machen Bürger

Echte Feste haben immer einen religiösen Untergrund. Weil sie aber gemeinschaftsbildend wirken, ist es sicher in Ordnung, daß man sie in unserem Lande, wo die staatliche Gemeinschaft allen Bürgern besonders am Herzen liegt, unter die Idee der vaterländischen Gemeinschaft stellt. Gottfried Kellers Zeitgenossen erlebten an den eidgenössischen Festen den eidgenössischen Gedanken, die 1848 neu gegründete Gemeinschaft im Bundesstaat.

Unterdessen haben die vielen Jahre gemeinsamen Militärdienstes, die gemeinsam erlebte

Bedrohung unseres Vaterlandes einen Kitt geschaffen, der die Eidgenossen stärker verbindet, als das je der Fall war. Was wir deshalb heute brauchen, ist eine stärkere Verankerung des Einzelnen im Kanton und vor allem in der Gemeinde. Deshalb sollte jede Stadt, jedes Dorf jährlich mindestens ein allgemeines Fest durchführen. Es kann an die Kirchweihe oder sonst an eine lokale Tradition anknüpfen, der 1. August kann auf diese Weise umgestaltet werden, man kann es aber auch neu ins Leben rufen. Es ist zu hoffen, daß das Zürcher Fest jedes Jahr wiederholt und ergänzt wird durch jährliche Quartierfeste.

Solche lokale Feste fördern wie nichts anderes die Assimilation der Neuzugezogenen. Fast in jedem Dorf, vor allem aber in den Städten lebt heute ein großer Teil der Bevölkerung sozusagen am Rande. Es gibt zwar keine Hintersässen mehr, und die Neuzugezogenen haben die gleichen politischen Rechte wie die bodenständigen Einwohner, aber doch sind sie häufig nicht recht verwurzelt. Sie sind Einwohner, nicht Bürger.

An einem allgemeinen Volksfest werden sie eingeschmolzen. Nicht der Umstand, daß man einen Vorfahren besitzt, der schon im 17. Jahrhundert Bürgermeister von Zürich war, macht den Zürcher aus; es kommt darauf an, daß man vom Geist des zürcherischen Gemeinwesens erfaßt worden ist.

Das Sechseläuten kann, so schön es ist, wenigstens in seiner bisherigen Form, die Aufgabe eines rechten Volksfestes nicht erfüllen. Es ist dadurch, daß seine Träger die Zünfte sind, zu exklusiv. Zu wenige machen mit, zu viele schauen zu — im Gegensatz etwa zu der großartigen Basler Fasnacht.

Auch Feste von Gruppen und Ständen haben ihre Berechtigung. Aber sie müssen ergänzt werden durch allgemeine Volksfeste, die allen zugänglich sind.

Ein Fest ist kein Geschäft

Aus diesem Grund sollen echte Feste nichts oder wenigstens nicht viel kosten. Ach, wie ist es den vielen Familienvätern und Müttern, die mit dem Rappen rechnen müssen, zu gönnen, wenn sich ihnen endlich, endlich einmal eine Welt auftut, die nicht schon weggegeben ist, wenn wieder einmal Theater gespielt wird, ohne daß man sich sorgenvoll überlegen muß: « Reicht's oder reicht's nicht für den schlechtesten Platz? »

Bei den mittelalterlichen Festen wurde oft Gratiswein ausgeschenkt, ja an vielen Orten ließ man aus den Brunnen Wein statt Wasser fließen. Das läßt sich bei den heutigen Menschenmassen kaum mehr durchführen. Aber das Bier und der Süßmost, die Bratwürste und Schüblinge, die verkauft werden, sollten wenigstens zu normalen Preisen abgegeben werden. Das geschah in Zürich, und die 50 000 Sitzplätze, die im Freien errichtet wurden, waren überhaupt nicht mit einem Konsumationszwang verbunden.

Meistens werden unsere Feste dazu mißbraucht, die Vereinskasse zu füllen. Man verlangt von den Wirten deshalb hohe Gebühren, und diese müssen sich dann durch übermäßige Preise schadlos halten. Das Finanzkomitee verkündet dann mit Stolz, es sei ihm gelungen, fünftausend oder zehntausend oder hunderttausend Franken Überschuß zu machen, als ob ein Fest eine Geschäftsunternehmung wäre, bei der es darauf ankommt, einen möglichst hohen Reingewinn herauszuwirtschaften.

Die Nepperei, die an unseren Festen üblich ist, schließt nicht nur viele Mitbürger aus, sie drückt auch auf die Stimmung. Wenigstens einmal im Jahr möchte man vergessen, daß das Dasein ein Kampf aller gegen alle ist, daß im Leben nichts umsonst ist als der Tod. Je öfter man das Portemonnaie aus dem Sack nehmen muß, um so kleiner wird die Feststimmung.

Keine Überorganisation

Wenn die Feste nicht verzweckt sind, brauchen sie auch weniger Organisation. Fast alle unsere Feste leiden an Überorganisation. Diese aber tötet den Geist.

Selbstverständlich braucht es Vorbereitungen. Das braucht es auch zu einer gewöhnlichen Weihnachtsfeier im Familienkreise, aber man weiß, daß jene Frau ihre Sache am besten macht, bei der die Feiernden von der Organisation möglichst wenig merken.

Man kann die Kultur bekanntlich nicht organisieren, und auch Feste lassen sich deshalb nicht organisieren. Man kann nur den Rahmen schaffen, in dem sich dann die individuellen Kräfte entfalten können.

Selbstverständlich hat bei Volksfesten in großen Städten die Polizei eine wichtige Aufgabe. Sie wurde in Zürich, wie jeweilen an der Basler Fasnacht, glänzend erfüllt, weil die Hüter der Ordnung bewußt im Hintergrund blieben, nur

da Anordnungen trafen, wo das unbedingt nötig war, und weil sie es in Zürich auch nicht unter ihrer Würde hielten, gelegentlich helfend einzugreifen, indem sie z. B. bei dem großen Andrang an den Bratwurstständen den Verkäufern halfen, Bratwürste zu verkaufen. Es ist übrigens ganz erstaunlich, welche Disziplin die heutige Generation bei solchen Anlässen an den Tag legt. Über hunderttausend Personen nahmen an dem Volksfest in Zürich teil, und trotzdem gab es nicht mehr Betrunkenere als an einem gewöhnlichen Samstagabend. Der gefürchtete Janhagel fehlt ja zum Glück bei uns fast vollständig. Während in den meisten europäischen Großstädten Massen dunkler Elemente nur darauf warten, ihre mühsam in Schach gehaltenen schlechten Instinkte austoben zu können, existiert diese Schicht in unserer sozial ausgeglichenen Demokratie fast nicht.

Der Verkehr ist nicht heilig

In Zürich hat man, wiederum in Anlehnung an Basel, in der ganzen Innenstadt den Verkehr gesperrt. Der Umstand allein, daß der Fußgänger wieder einmal die Straßen und Plätze zur freien Verfügung hatte, war ein Erlebnis. Es wäre sicher keine schlechte Idee, im Sommer mindestens einmal im Monat am Samstag und Sonntag den Fahrzeugverkehr in der Altstadt zu verbieten.

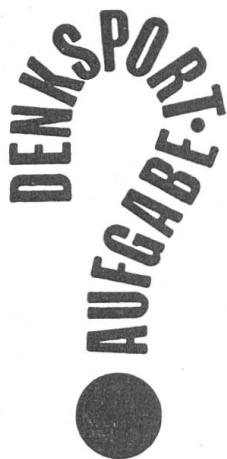
Auch in den Dörfern dürfte man in dieser Beziehung ruhig etwas weiter gehen und dadurch beweisen, daß wir den Verkehr beherrschen und nicht der Verkehr uns.

Ich habe vor einiger Zeit an einer Augustfeier in Celerina teilgenommen. Die Feier war sehr schön, wurde aber ständig durch durchfahrende Autos gestört. Genau das gleiche habe ich in Evolène im Wallis erlebt.

Bei jeder Straßenreparatur leitet man ohne Bedenken den Verkehr um, oft wochen- und monatelang. Wieso bringt man nicht den Mut auf, eine solche Umleitung wenigstens während einiger Stunden durchzuführen, wenn ein Fest gefeiert wird?

Öffnet die Stadthäuser und Schulhäuser

Das Zürcher Fest ist am Samstag verregnet worden. Leider haben wir es in dieser Beziehung nicht so gut wie die Italiener oder Spanier oder Kalifornier. Die Unsicherheit des Klimas, die ohnehin auf unser Lebensgefühl



Wer ist klüger, die Männer oder die Frauen? Diese Frage wurde am Stammtisch des Wirtshauses «Zur Sonne» lebhaft diskutiert. Einigen konnte man sich nicht recht; die Mehrzahl der Männer hatten aber doch die Meinung, die Frauen seien, auch was «Intelligenz» betrifft, das schwächere Geschlecht.

Trudi, die Saaltochter, war gar nicht einverstanden. «Beweist es mir, daß ich dümmer bin als der Klügste von euch», forderte es die Korona heraus.

«Gut», sagte darauf Jakob Rampel. Ich kenne eine Denksportaufgabe. Der Lehrer ist sicher der Klügste von uns. So stelle ich diese Aufgabe dem Lehrer und dem Trudi, und sollte Trudi diese Aufgabe vor dem Lehrer gelöst haben, so ist sie wirklich nicht dümmer als wir. Also: Wie kann man aus den Zahlen 1, 1, 1, 1, 1, 1 eine Addition machen, die 12 als Summe ergibt?»

Der Herr Lehrer und Trudi überlegten, und... nach zwei bis drei Minuten wußte Trudi die Lösung.

Hätten Sie sie auch gewußt?

Lösung Seite 80

drückt, schafft für die Durchführung von Volksfesten eine Schwierigkeit, die viele Länder nicht kennen. Man weiß am Morgen nie, ob es am Abend nicht regnet.

Aber auch dafür gibt es Lösungen, wenn man den Mut zur Unkonventionalität hat. Der Stadtpräsident von Zürich hat eine schöne Geste gemacht und spontan das Stadthaus geöffnet, und so tanzte vor den Schaltern mit den Inschriften «Steuerformulare», «Niederlassungsbewilligungen» usw. die ganze Nacht eine heitere Menge zu den Klängen einer Ländlerkapelle.

Auch in den Dörfern sind die Wirtshaussäle gewöhnlich zu klein, um viele Leute aufzu-

nehmen. Aber auch dort gibt es öffentliche Gebäude, wo man Obdach finden kann. Es würde den manchmal etwas muffigen Schulhäusern ohnehin gut tun, wenn von Zeit zu Zeit in den Zimmern und Korridoren getanzt würde — das Lehrerzimmer inbegriffen. Um so weit zu kommen, muß allerdings vorher der Widerstand der modernen Vögte unseres Schulwesens gebrochen werden; ich meine nicht die Schulinspektoren, sondern die Abwarte.

Der Sinn der Umzüge

Es gibt in der Schweiz kein größeres Fest ohne einen Umzug. Er ist uralter und gleichzeitig ewig neuer Ausdruck des Gemeinschaftserlebnisses, was man schon daraus ersieht, daß kleine Kinder, wenn sie spielen, ganz spontan immer wieder kleine Umzüge veranstalten. Unsere Umzüge stellen meistens verflossene Epochen aus der Schweizer Geschichte dar. Gewiß, diese lebenden Bilder, die gezeigt werden, sind oft dilettantisch und theatraleisch. Man sah auch in Zürich allzuviel Schminke und allzuviel schlecht angeklebte Rauschbärte. Und trotzdem haben diese historischen Umzüge etwas Ergreifendes. Die Schweizer sind ein durch und durch historisches Volk. Es gibt kaum ein zweites Land der Welt, wo die Erinnerung an jene Generationen, die vor uns waren, so lebendig, wo das historische Bewußtsein beim durchschnittlichen Bürger so tief verankert ist. Es gibt kaum eine altansässige Schweizer Familie, die nicht irgendwelche Gegenstände aus früheren Zeiten besitzt und wo die Familientradition nicht mindestens bis ins vorletzte Jahrhundert zurückgeht.

Der Wunsch, Gestalten aus der Geschichte darzustellen, ist eine eigentliche schweizerische Leidenschaft. Als vor 50 Jahren am Sechseläuten in Zürich ein Umzug durchgeführt wurde, um den 550. Jahrestag der Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft zu feiern, ließ sich Oberst Fierz, der damals den Zürcher Bürgermeister Hans Waldmann darstellte, eine Rüstung anfertigen, die zehntausend Franken kostete. Also dreißigtausend Franken nach dem heutigen Geldwert wurden ausgegeben, für einen Anlaß, der nur zwei Stunden dauerte. Auch beim diesjährigen Umzug wurden von den Teilnehmern unglaubliche finanzielle Opfer gebracht.

Es ist auffällig, wie gerne gerade die Landbevölkerung Szenen aus dem 18. Jahrhundert

darstellt. Dabei sind die Rollen der Landvögte und der gnädigen Herren aus der Stadt ganz besonders beliebt. Offenbar macht es unsren Bauern auch nach 150 Jahren immer noch Freude, ihre ehemaligen Bedrücker spielen zu können und dadurch zu zeigen, wie sehr sich die Zeiten gewandelt haben. Überhaupt sind diese Umzüge, wo ein Rechtsanwalt als Ludwig XIV., die Frau eines Mostereiverwalters als Madame Dubarry und eine Gruppe von Bauernsöhnen als Edelleute auftreten, typischer Ausdruck echten demokratischen Selbstgefühls: wir, das Volk, sind der Staat, wir sind die Herren.

Die besondere Vorliebe unseres Volkes für das 18. Jahrhundert erklärt sich wohl daraus, daß es die letzte ästhetische Epoche war. Nachher setzte die Rationalisierung und Technisierung ein. Trotzdem die Schweiz ein hoch-industrialisiertes Land ist, das es versteht, Maschinen zu bauen wie niemand, haben wir alle tief im Herzen eine Sehnsucht nach jener guten alten Zeit bewahrt. Die Idylle ist deshalb immer noch das volkstümliche Kunstideal.

Die Demonstration des Wehrwillens

Die Hellebarden und Morgensterne, die Rüstungen und Panzerhemden, die an diesen Umzügen mitgeführt werden, sind selten echt. Sie wurden irgendeinmal für ähnliche Zwecke angefertigt und sind wahrscheinlich in unserm Land in solch ungeheurer Menge vorhanden, daß es reichen würde, um gleichzeitig jeden einzelnen Schweizer in einen alten Krieger zu verwandeln.

Und trotzdem ist auch dieses Theater nicht nur Theater. Es kommt darin zum Ausdruck, welch unvorstellbare Rolle der Militärdienst und die fremden Kriegsdienste bei uns spielten. Es gibt keinen Schweizer, der nicht Ahnen hat, die auf den Schlachtfeldern von Oberitalien oder Flandern gefallen sind. Es ist auch auffallend, wie die Bauernsöhne, Maschinen-schlosser und Bankangestellten, welche etwa die Uniformen der Krieger tragen, die nach Murten zogen, gar nicht verkleidet aussehen. Man möchte fast sagen, sie seien verkleideter aus in ihren gewöhnlichen Anzügen der Gegenwart.

Aber auch die alten Krieger sind nicht nur Erinnerungen an eine verflossene Größe, an die Zeit, wo die Schweiz die größte Militärmacht

Europas war, sie sind gleichzeitig aktuell als Ausdruck des immer noch vorhandenen unbändigen Wehrwillens. Gerade deshalb ist es eigentlich schade, daß bei den meisten Umzügen zu Beginn des 19. Jahrhunderts abgebrochen wird. Es ist ja nicht so, wie die Juristen meinen, daß damals ein vollständig neuer Staat entstand. Die gleichen soldatischen Tugenden, die zum Sieg über Karl den Kühnen führten, bewirkten, daß die schweizerische Armee während der letzten zwei Weltkriege eine so vorbildliche Haltung zeigte. Es scheint mir deshalb wichtig, daß der Unterbruch von 1848 weniger betont wird, als das heute geschieht. In jedem Umzug, wo die alten Eidgenossen auftreten, sollte auch heutiges Militär mitwirken, wenn auch die jetzigen Uniformen bedeutend weniger malerisch sind und zugegebenermaßen viel häßlicher, als es nötig wäre. — Gerade weil die heutigen Militäruniformen nüchterne Berufskleider darstellen, ist es übrigens doppelt zu bedauern, daß die Musikkorps bei ihren Neueinkleidungen immer mehr zu dem nüchternen Feldgrau übergehen. Sie brauchen sich ja schließlich nicht zu tarnen.

Es hat mir gefallen, daß man bei dem Umzug in Zürich häufiger als gewöhnlich versuchte, nicht nur das Einst, sondern auch das Jetzt zu zeigen, daß nicht nur Bauern aus dem Mittelalter mit Holzpfügen, sondern auch heutige Bauern mit modernen Traktoren aufmarschierten, nicht nur Gesellen aus einer Schmiede des 15. Jahrhunderts, sondern auch Arbeiter einer modernen Maschinenfabrik in blauen Überkleidern. Überhaupt ist es immer besonders eindrucksvoll, wenn nicht nur Träger von Rollen mitmarschieren, sondern auch nicht verkleidete heutige Menschen, richtige Regierungsräte, Oberrichter und Gemeindepräsidenten.

Unsere Urgroßväter haben ziemlich radikal mit der Vergangenheit gebrochen. Es ist Aufgabe der zukünftigen Generation, die Synthese mit der Vergangenheit wieder herzustellen.

Wir brauchen Trachten

Bei allen unsren Volksfesten sieht man Trachten, Trachten und wiederum Trachten. Und das ist gut so. Es gibt in unserm Lande viele Trachtenfreunde und vielleicht ebenso viele Trachtengegner. Die letztern sehen in den Trachten einen Anachronismus. Sie behaupten, es sei ein Unsinn, die Moden vergangener

Zeiten am Leben erhalten zu wollen. Ich glaube, diese Ansicht beruht auf einer falschen Vorstellung vom Wesen der Tracht. Die Trachten sind ja alles andere als uralt. Sie entstanden Ende des 18. Jahrhunderts, in vielen Fällen aber erst im 19. Jahrhundert, und zwar als Ausdruck des erwachenden Selbstbewußtseins der Landschaft. Die Trachten waren nie Kleider im gewöhnlichen Sinn, sondern sie hatten immer Symbolcharakter. In dem Maße, wie dann im späten 19. Jahrhundert die bäuerliche Kultur verfiel und sich die jungen Bauerntöchter schämen, sich zu ihrem Stand zu bekennen, verschwanden auch die Trachten immer mehr. In den letzten Jahrzehnten haben sie nun eine eigentliche Wiedergeburt erlebt, und zwar als Ausdruck des wieder erwachten bäuerlichen Stolzes.

Darüber hinaus sind sie aber Symbole für das schweizerische oder doch das kantonale Selbstbewußtsein an sich geworden. Wir brauchen solche Symbole, und es ist nicht einzusehen, warum nicht auch eine Frau, die in einer Stadt wohnt, bei festlichen Gelegenheiten eine Tracht tragen soll, genau so wie die Schotten bei solchen Anlässen ihren Kilt anziehen.

Besseres Theater und natürlicherer Gesang

Man weiß, daß die Schweiz das einzige Land Europas ist, in dem sich das mittelalterliche Laienspiel erhalten hat. Die historischen Umzüge haben ihren Ursprung zum Teil in dieser Tradition, aber auch das schweizerische Festspiel und das Vereinstheater. Die Berufsbühnen, in denen meist ausländische Schauspieler auftreten, sind bei uns bis auf den heutigen Tag Fremdkörper geblieben.

Man hat also bei unsren Volksfesten nie Schwierigkeiten, Leute zu finden, die Theater spielen wollen. Leider fehlt es aber oft an Programm und Gestaltung, an der künstlerischen Leitung. Unsere Stadtkantone, die Millionen für die berufsmäßige Opern- und Schauspielbühne ausgeben, haben sich leider bis jetzt nicht entschließen können, das schweizerische Laientheater mit entsprechenden Mitteln zu fördern. Auch werden die jungen Lehrer in den Seminarien auf ihre Aufgabe, solche Theateraufführungen zu leiten, ungenügend vorbereitet, wie überhaupt die kulturpolitische Ausbildung der Lehrer im argen liegt.

Beim Gesang liegt der Fall etwas anders. Er

erfährt eine sehr intensive Pflege, fast eine allzu intensive. Vieles, was beim Zürcher Fest die einzelnen Chörli darboten, war nett und natürlich, anderes aber immer noch dem überlebten, schwulstigen, vielstimmigen Männerchorstil verhaftet, der Mitte des 19. Jahrhunderts hauptsächlich durch deutsche Musikdirektoren eingeführt und gefördert wurde. Ich kann mir nicht helfen, auch die Kompositionen des so beliebten Hegar wirken auf mich ähnlich wie die Plüschameublements und die künstlichen Sträuße in den Salons der Jahrhundertwende. Trotzdem hat es etwas Ergrifendes, wie Gruppen dieser Sänger im strömenden Regen ohne Schirm und Mantel ihr « Eidgenossen, Gott zum Gruß » erschmettern ließen.

Bei den Volksliederchören finde ich es immer störend, wenn Noten verwendet werden. Volkslieder sollte man wahrhaftig ohne Noten singen können, und ein normaler Mensch kann ohne Schwierigkeiten alle Strophen von zwei oder drei Dutzend Liedern im Kopf behalten.

Überhaupt fehlt unserm Gesangsbetrieb eine gewisse Unmittelbarkeit. Was ein Chörli ist, das auf sich hält, das gibt grundsätzlich keinen Ton von sich, wenn kein Dirigent vor ihm steht. Nur Chörli in kleinen, rückständigen Dörfern wagen noch, spontan aus reiner Freude zu singen.

Der unglückliche Kunstgesang bringt es auch mit sich, daß die Zuschauer, selbst bei jenen Liedern, die sie kennen, nicht wagen, mitzusingen.

Vor allem die Ostschweizer sind in dieser Beziehung verbildet. In Appenzell und in der Innerschweiz steht es noch nicht so schlimm, wie überhaupt die Flachlandkantone in bezug auf ästhetische Lebensgestaltung von den Bergkantonen sehr viel lernen könnten. Wenn unsere Bergbauern singen, jodeln, musizieren und tanzen, sind sie unmittelbarer und haben mehr Mut zur Improvisation als etwa die Zürcher oder Thurgauer.

Die Intellektuellen dürfen nicht abseits stehen

Viele unserer volkstümlichen Unterhaltungen sind geschmacklich deshalb etwas fragwürdig, weil die sogenannten geistigen Schichten unseres Landes die Volkskultur bis jetzt in der Regel sträflich vernachlässigt haben. Unsere Musikkreise interessieren sich wenig für den Volksgesang. Freude am Jodeln zu haben, ist

für sie ein Beweis schlechten Geschmacks. Unsere Intellektuellen haben überhaupt, zum Teil von den Mittel- und Hochschulen her, einen zu engen Bildungsbegriff. Für sie beschränkt sich die Kultur auf Museen, Bibliotheken, Berufstheater, Universitäten. Sie halten nur die Spitzenleistungen der Pflege würdig und haben noch nicht erfaßt, daß echte Kultur nur da ist, wo sie den ganzen Alltag wie ein Sauerteig durchdringt.

Nun, die in ihrer Weisheit erhabene Kraft des Volkes hat sich, trotzdem ihr viele der sogenannten Gebildeten ihre Hilfe versagten, schließlich doch durchgesetzt. Bei der Landesausstellung gelang es das erstemal, die schöpferische Elite für eine Angelegenheit des ganzen Volkes zu gewinnen, und das Ergebnis war einzigartig. Wie schön wäre es, wenn unsere Dichter, unsere Maler, unsere Musiker sich nicht für zu gering halten würden, bei der Schaffung einer neuen Volkskultur mitzuwirken. Ihre Miteidgenossen wären ihnen dafür so dankbar, wenn sie ihren gläsernen Tempel verlassen würden.

Endlich ist die Zeit gekommen

Wenn man jung ist, erscheint einem die Welt wie eine Maschine, die ihren unveränderlichen Gang geht. Es gibt viele Dinge, Ansichten und Einrichtungen, die man leidenschaftlich

ablehnt, ohne daß man die Hoffnung hat, es werde sich zu den eigenen Lebzeiten etwas ändern.

« Sur le pont d'Avignon on y danse, on y danse; auf der Quaibrücke in Zürich und auf der Kirchenfeldbrücke in Bern wird nicht mehr getanzt, und geschähe es doch, so würde die Polizei schleunigst eingreifen », schrieb ich einmal vor 25 Jahren. Ich hielt es für ausgeschlossen, daß in meiner allzu vernünftigen und organisationanbetenden Vaterstadt eine Änderung in dieser Beziehung eintreten würde. Und nun hat man doch getanzt, nicht nur auf der Quaibrücke, sondern auf vielen anderen Brücken und Plätzen, und die Behörden haben diesen Tanz nicht nur geduldet, sondern ermutigt und unterstützt, und auf dem Lindenholz hat eine tausendköpfige Menschenmenge zum erstenmal seit hundert Jahren wieder spontan gesungen « Freut euch des Lebens ». Das alles ist symptomatisch. Es ist eine Wende eingetreten, nicht nur in Zürich, sondern in der ganzen Schweiz.

Es taget vor dem Walde. Endlich ist die Zeit gekommen, wo nicht nur der kalte Verstand, sondern auch das warme Herz wieder zu seinem Recht kommt.

Das 19. Jahrhundert ist endgültig überwunden.

Da musste ich lachen . . .

Auf einer Ferienwanderung in den Bergen machten wir Stundenhalt beim Brunnen eines einfachen Bauernhofes. Was war da für ein Betrieb um das Haus herum! Schafe, Schweine, Ziegen und Hühner suchten nach Futter, dazwischen spielte und rumorte die Mehrzahl der 14 Kinder des Bauern. Die Schokoladeresten aus dem Rucksack vermittelten bald das Zutrauen der muntern kleinen Gesellschaft, und so kamen auch Mutter und Großmutter zu einem Schwätzchen vor das Haus. Als ich mich nach dem Alter des schlafenden Jüngsten erkundigte, besann sich die Mutter hin und her, schließlich wandte sie sich an die Großmutter mit der Frage: « Du, chascht du mir nüd säge, wänn di gfläcket Sou Jungi übercho hät? » — und erklärend zu uns: « Drei Tag nachher ischt 's Chly uf d'Wält cho! » —

T. M.